

Martin Tschechne

Nicht bei uns in Harvestehude

Die Ich-Gesellschaft als Auslaufmodell

Wenn es einen Preis gäbe für den peinlichsten Akt der Selbst-Entlarvung, für die maximale Distanz zwischen dem, was einer an Opfern von der Gemeinschaft fordert, und dem, was er selbst zu geben bereit ist, einen Preis für den unverblühtesten Egozentrismus – dann wäre Rex Tillerson ein Kandidat mit wirklich guten Chancen.

Laut Lexikon der Psychologie ist Egozentrismus die Bezeichnung für Einstellungen und Verhaltensweisen, die darauf schließen lassen, dass die eigene Person als das Zentrum allen Geschehens empfunden und alle Ereignisse nur in ihrer Bedeutsamkeit für diese eigene Person bewertet werden. Vom Egoismus ist der Egozentrismus scharf zu unterscheiden. Egoismus ist ein moralisches Problem, Egozentrismus eine Frage der Wahrnehmung – und der intellektuellen Reife.

Tillerson also, ein Texaner, zog vor Gericht, um den Bau eines Wasserturms neben seinem Privatgrundstück bei Dallas zu verhindern. Er züchtet dort Pferde. Und er lebt auch in der Nähe. Das Wasser sollte verwendet werden, um – mit Chemikalien versetzt – jenen Druck zu erzeugen, der nötig ist, um Erdöl aus tiefen Gesteinsschichten nach oben zu pressen. Das sogenannte *Fracking* ist eine unter Umweltschützern äußerst umstrittene Methode zur Gewinnung von fossiler Energie. Tillerson selbst klagte nicht wegen der Belastung des Bodens oder der Zerstörung von Natur, sondern wegen der zu erwartenden Lärmbelästigung durch einen steten Strom an Lastkraftwagen, die den 15 Stockwerke hohen Speicher zu versorgen hätten.

Der Protest wäre sicherlich verständlich – wenn Rex Tillerson nicht Vorstandsvorsitzender des Mineralölkonzerns ExxonMobil wäre, der selbst zu den ganz Gro-

ßen im *Fracking* gehört und vielen Menschen im Lande genau jene Belästigungen zumutet, gegen die sich der Boss so empört zur Wehr setzt.

Nun könnte sich selbstgefällige Häme über den armen Texaner ergießen. Nun könnte sich das Argument aufdrängen, das Akronym »*Not In My Back Yard*« sei nicht zufällig im Amerikanischen entstanden, gehe uns also nichts an. Das Kunstwort ist zusammengesetzt aus den Anfangsbuchstaben von »*Not In My Back Yard*«, also »nicht in meinem Hinterhof«, was freier übersetzt so viel bedeutet wie: »Ich genieße gern den Nutzen, aber lasst mich mit den Kosten in Ruhe«.

Bevor aber die Hintertür zum billigen Spott gegen andere geöffnet werden darf, sei kurz an die großen Debatten der Gegenwart auf unserer Seite des Atlantiks erinnert. Die Frage nach der Integration von Flüchtlingen etwa: Immer gern, aber nicht bei uns in Harvestehude, dem noblen Stadtteil an der Alster in Hamburg. Oder die Frage nach den Trassen zur Versorgung mit Strom aus norddeutschen Windenergieparks: Die Bayern freuen sich, dass sie Ökostrom bekommen, aber die hässlichen Leitungen sollten doch besser durch Baden-Württemberg verlaufen.

Die Industrie entwickelt Motoren, die mit deutlich weniger Kraftstoff auskommen – aber der Spareffekt bleibt aus, weil die Autos immer größer und schwerer werden, stark wie ein Panzer und schnell wie ein Formel 1-Rennwagen. Das Phänomen ist aus der Biologie vertraut; es nennt sich Hypertrophie: ungebremstes, sinnloses Wachstum. Das Schicksal der Dinosaurier ist ja hinlänglich bekannt. Aber was sagt die Exportwirtschaft? In Russland und

China sind genau diese Autos begehrte Symbole des persönlichen Erfolgs. Und das Streben nach persönlichem Erfolg hat dort bereits begonnen, die Ideologie der Gleichmacherei zu ersetzen. Also liefert die deutsche Wirtschaft! Und was sagt die Mutter, beispielsweise aus Harvestehude, die ihre Kinder in einem SUV mit 500 PS zum Reitunterricht an den Stadtrand fährt? Na klar: *Not In My Back Yard!*

Dabei wissen alle erstens, dass es so nicht weitergehen kann, dass die Gesellschaft längst auf Kredit lebt – bei den Nachbarn in der EU, bei einer Natur, deren Kräfte bereits spürbar erlahmen, bei den Menschen, deren Not immer heftiger gegen die Grenzen Europas drängt, weil sie schon heute bis zum Hals im Wasser stehen oder vor Trockenheit, Armut und Terror in ihrer Heimat fliehen müssen. Und gar nicht zu reden von dem Kredit, den der Wohlstand der Gegenwart den nachwachsenden Generationen in der Zukunft aufbürdet.

Viele wissen auch zweitens, wie es besser gehen könnte. Sie schränken ihren Konsum ein, achten beim Einkauf auf lokale Produzenten – zumindest solange die ihre Erdbeeren oder T-Shirts günstiger anbieten als die Konkurrenz aus Neuseeland oder Bangladesch. Sie unterstützen Organisationen, die ihnen die unmittelbare Auseinandersetzung mit den Krisen und Problemen im Rest der Welt abnehmen. Das alles gibt immer wieder schönen Gesprächsstoff und wirft ein angenehmes Licht auf das eigene Verantwortungsbewusstsein.

Die Kraft der Überzeugung scheint überwältigend: 92 % der Bundesbürger sprechen sich klar und deutlich für den Ausbau erneuerbarer Energien aus. Die Zahl derer freilich, die auch in ihrer unmittelbaren Nähe eine Windkraftanlage dulden, ist dann schon deutlich geringer: 61 %. Wobei die Frage nur hypothetisch gestellt war: Was wäre, wenn ...? Der eine oder andere dürfte es sich also noch anders überlegen, wenn wirklich mal ein Tieflader mit

einem dieser riesigen Windräder an der Grundstücksgrenze Halt machte. So gesehen, hat Rex Tillerson ganz normal gehandelt: *Not In My Back Yard!*

Nun ließe sich anführen: Wer fernsehen will, wer seine Wäsche in der Waschmaschine waschen, sein Mittagessen auf einer elektrischen Herdplatte wärmen, das Rezept dazu im Internet suchen und irgendwann einmal auch das umweltschonende Auto an der Steckdose aufladen will – der sollte den Anblick eines Windrades schon ertragen können. Doch der Protest von bundesweit mehr als 500 Bürgerinitiativen spricht eine deutlich andere Sprache: Warum, so fragen sie, sollte ein riesiges Windrad in die Landschaft gestellt werden dürfen, wo mit Rücksicht auf die Natur nicht mal die Baugenehmigung für eine Pommeshütte erteilt würde?

Eine Antwort darauf ließe sich schon finden: Weil die Nutzung erneuerbarer Energien in einem dicht besiedelten, auf Wohlstand ausgerichteten und wirtschaftlich vom *Der Kult des Ego* Export abhängigen Land wie der Bundesrepublik eine Notwendigkeit ist. Weil die Alternative die Fortsetzung des Betriebes von Kohle- und Atomkraftwerken wäre. Und weil deshalb Windenergie Vorrang vor der flächendeckenden Versorgung mit frittierten Kartoffeln hat.

Die Reihe der Scharmützel ließe sich fast beliebig fortsetzen, vom internationalen Handel mit den Emissionsrechten über den Zank, wem welche Aufmerksamkeit im Bildungssystem zukommt, bis zu der Frage, wie eine Familie mit denen umgeht, die Zuwendung brauchen: Ist ein Kind es wirklich wert, die eigene Karriere zu verpassen? Und sind die Großeltern nicht viel besser in einem Heim mit Rundum-Versorgung aufgehoben, *all inclusive*? Oder ganz generell: Wie sehr ist jeder Einzelne der Gemeinschaft verpflichtet? Welche Gemeinschaft ist es überhaupt, der er verpflichtet ist? Die Familie? Der Betrieb? Oder Europa? Und wie sehr darf diese Gemeinschaft ihn in

der Entfaltung seines persönlichen Glücks beeinträchtigen?

Die Frage zu stellen heißt, ihre Antwort vorwegzunehmen: Wir leben in einer Ich-Gesellschaft. Wir frönen einem Kult, der das Individuum in den Fokus stellt, seine Wünsche, seine Rechte, seinen Drang nach Selbstverwirklichung. Die persönliche Freiheit ist das höchste Gut der westlichen Zivilisation – doch sie hat ihren Preis. Sie trennt, wo Gemeinschaft möglich oder gar geboten wäre. Sie stellt selbst dort gegeneinander, wo Miteinander die klügere und menschlichere Lösung wäre. Sie verführt dazu, die Vernetzungen des Einzelnen zu ignorieren, seine Abhängigkeit, sein Bedürfnis, unter Gleichen zu sein, seine Verwurzelung in Kultur und Tradition. Das Individuum in einer Ich-Gesellschaft hat zwar das Recht auf persönliches Glück, die Chance, etwas aus seinem Leben zu machen – aber es trägt auch die Verantwortung, wenn es scheitert.

Ist es mit so viel Selbstverantwortung nicht überfordert? Und ist das nicht ein sehr menschenfernes Menschenbild?

Gegenfrage: Brauchen Fortschritt und Wohlstand nicht Leistungsträger, Menschen, die Verantwortung übernehmen? Kann eine Gesellschaft überleben ohne so menschliche Motive wie Eitelkeit und Egoismus?

Die Ursprünge des Erfolgsmodells liegen tief in der abendländischen Zivilisation. Sie liegen in der Philosophie der Aufklärung, in der donnernden Erkenntnis eines René Descartes: »Ich denke, also bin ich«. Sie sind verankert in der Verfassung der USA, die das Streben nach persönlichem Glück erstmals als unveräußerliches Recht jedes Menschen festgeschrieben hat. Und sie bilden schließlich das Fundament der Psychologie, etwa eines Sigmund Freud und seines Konzepts des »Ego«, das von einem triebhaften »Es« auf der einen und einem kontrollierenden »Über-Ich« auf der anderen Seite ständig auf Trab gehalten wird.

Seit Jahrhunderten also ist der Einzelne die Grundeinheit im politischen und sozialen Diskurs, der Markenkern unserer Ideologie. Ist es nicht an der Zeit, im Angesicht immer komplexerer Herausforderungen und immer weiter gefasster, globaler Vernetzung mal über ein neues Modell nachzudenken?

Das neue Modell ist längst Alltagspraxis dort, wo es wirklich auf Innovation ankommt: in den Labors von Forschung und Entwicklung etwa, wo hoch spezialisierte Fachleute gefordert sind und nur die

Die Revolte im Hinterhof

Koordination ihrer unterschiedlichen Beiträge zum Ziel führen kann. Das Zeitalter der Universalgenies ist nun mal Geschichte. Dem Einzelnen aber fällt es oft immer noch schwer, sich an ein grundlegend neues Modell von Kooperation zu gewöhnen – denn jeder Wohlstand hat die Neigung, den Anteil der Umgebung ein bisschen tiefer zu hängen. Sagt etwa jemand: Es geht mir gut, weil andere gut gearbeitet haben, ich aber derjenige bin, der jetzt im Sonnenschein steht? Viel schmeichelter und deshalb viel häufiger zu hören ist doch die Erklärung: Es geht mir gut, weil ich der Beste bin, kreativ, einfallreich und durchsetzungsstark. So funktioniert der Mensch, so konstatiert es die Psychologie. Und so bestätigt sich das Denkmodell der Ich-Gesellschaft immer wieder aufs Neue.

Der Anspruch gilt: Wer Veränderung sucht, der suche sie bei sich selbst. So liegt es im Wesenskern unserer Kultur. Und so gut wie jeder Film aus der Produktion von Hollywood wiederholt die Moral: Streng dich an! Geh' über deine Grenzen hinaus, dann erreichst du jedes Ziel. Dann rettest du die Welt. Und im Umkehrschluss, natürlich: Wenn du deine Ziele nicht erreichst, dann hast du dich offenbar nicht genug angestrengt.

Es ist eine billige Moral, rücksichtslos und verantwortungslos. Überdies ein fundamentaler Denkfehler – aber einer, an dem ganze Wirtschaftszweige sehr gut ver-

dienen. Sie tun es mit der Einladung, sich selbst zu optimieren, und mit dem Versprechen, solche Selbstoptimierung sei der sichere Weg zum Glück. 654.000 Menschen in Deutschland haben sich im Jahr 2013 einer Schönheitsoperation unterzogen – ganz zu schweigen vom boomenden Geschäft der Fitness-Clubs und der persönlichen Coaches und Therapeuten. Ganz zu schweigen auch von der steigenden Nachfrage nach Privatschulen und »Elite«-Universitäten oder dem millionenfach verbreiteten Bedürfnis, sich einen ideal abgestimmten Lebenspartner durch den Computer-Algorithmus einer Singlebörse zuordnen zu lassen.

Der Wunsch nach Kontrollierbarkeit ist allgegenwärtig. Er hat den Charakter einer Massenbewegung angenommen. Doch er

verengt sich immer mehr und beschränkt sich auf das Individuum und seine Anpassung an eine Welt, in der sich nur eine Chance ausrechnet, wer perfekt dem Idealbild entspricht und perfekt funktioniert.

Da ist es doch eigentlich keine schlechte Idee der Mitglieder der Ich-Gesellschaft, zumindest mal im eigenen Hinterhof ein bisschen Revolte zu üben. An dem Ort also, wo Ideen ausprobiert und Anstöße über das Individuum hinaus gegeben werden können. Der Wirtschaftsjournalist Zac Goldsmith, der als junger Konservativer im britischen Parlament sitzt, hat für die Kultur des NIMBY, des *Not In My Back Yard*, Partei ergriffen. Wo werden denn sonst, fragt er, gesellschaftliche Prozesse in Gang gesetzt, wenn nicht in der eigenen Nachbarschaft?



Martin Tschechne

ist Journalist und lebt in Hamburg. 2012 erhielt er den Preis für Wissenschaftspublizistik der Deutschen Gesellschaft für Psychologie DGP.

Ulrich Baron

Einheit in Vielfalt

Indonesien gestern und heute

»Sumatra, Borneo, Java / und die großen und die kleinen / Sundainseln im Stillen Ozean«, lautet der Refrain eines Seemannsliedes, der sich wie ein Mantra durch Biografie und Werk des Ex-Matrosen Theodor Plievier (1892-1955) zieht. Er umreißt das Gebiet, das man heute als Indonesien kennt. Oder zu kennen glaubt, denn der Kehrreim wiederholt sich auf doppelte Weise: Sumatra, Java und Borneo und das vom Lied unterschlagene Celebes/Sulawesi nämlich *sind* die Großen Sundainseln. Und anders als die meisten der über 17.000 Eilande Indonesiens sind sie tat-

sächlich groß: Sulawesi hat eine Fläche von rund 175.000 Quadratkilometern, die Fläche Sumatras beträgt gut 420.000, die von Java rund 127.000 und die von Borneo 750.000 Quadratkilometer.

Da Indonesien zudem auf Borneo an Malaysia, auf Timor an Osttimor und auf Neuguinea an Papua-Neuguinea grenzt, erscheint der Wahlspruch des Landes »*Bhinneka tunggal ika*« (»Einheit in Vielfalt«) klug gewählt. Doch schon Plievierts Shanty zeigte, dass diese Einheit Europäern schwer zu vermitteln ist. Da gibt es etwa mitten im mit 240 Millionen Einwohnern bevölke-